in dem Urteil „eine der genialsten Rechtsfiguren“.

Solche öffentlichen Angriffe Voßkuhles sind die Ausnahme. Er kann sie sich auch deshalb erlauben, weil er ein emsiger Netzwerker ist, der viele andere Konflikte über persönliche Kontakte zu regeln weiß. So hält er es auch im Verfassungsgericht, wo er schon vor den Beratungen intensive Gespräche führt. Statt zu telefonieren oder Nachrichten zu schreiben, geht er lieber über den Flur.

In seiner Antrittsrede an der Universität Freiburg betonte er: „Große Schiffe steuert man nicht allein.“ Aber auch in Karlsruhe ließ er nie einen Zweifel daran, wer der Kapitän ist. „Er weiß ganz genau, dass er der Chef ist“, sagt ein Richter, „aber er versucht zusammenzuführen, ohne zu dominieren.“ Bevor Voßkuhle kam, galt das Klima im Zweiten Senat als frostig; mitunter, etwa bei den Beratungen zum Urteil im Kopftuch-Streit, knallte auch mal eine Tür.

„Bei Voßkuhle paart sich die elegante Sprache mit Präzision“, sagt ein Kollege, damit lasse sich manche Reibung vermeiden. Weil er in allen Verfahren inhaltlich „voll auf der Höhe“ sei, könne er besser zusammenführen. Oft gelingt es ihm, unterschiedliche Positionen zu versöhnen, indem er den Berichterstatter das Urteil nicht allein schreiben lässt, sondern einzelne Passagen an andere Richter vergibt; so ist offenbar auch die Entscheidung entstanden, die Voßkuhle am Mittwoch verkünden wird.

Manche kritisieren diese Methoden. „Er gibt jedem den Eindruck, dass er mit ihm ein besonderes Bündnis hat“, sagt ein Richterkollege. Dabei gehe der offiziell als sozialdemokratisch geltende Voßkuhle auch auf die von der Union nominierten Richter zu – und lasse seine konservative Neigung durchblicken.

In seinem Bestreben, auch Politikern alles zu erklären und Akzeptanz für seine Position zu finden, ist der große Steuerer aber vielleicht einen Schritt zu weit gegangen. Die Grenzen des europäischen Integrationsprozesses gälten nur unter dem Grundgesetz, sagt Voßkuhle seit etwa einem Jahr immer wieder. „Wollte man diese Grenze überschreiten, und dies könnte unter bestimmten Umständen durchaus richtig und gewollt sein“, so Voßkuhle, „müsste Deutschland sich eine neue Verfassung geben“: in einem Volksentscheid.

Bis zu Voßkuhles Vorstoß hatte kaum jemand ernsthaft erwogen, das Grundgesetz zu ersetzen. Inzwischen beherrscht diese Option die Debatte, mit ihrem Anstoß zu einem „Europäischen Konvent“ tat die Kanzlerin einen ersten Schritt. Am Ende könnte es sein, dass Voßkuhle nicht nur der jüngste Präsident des Verfassungsgerichts einer souveränen Bundesrepublik war, sondern auch der letzte.

MARKUS BRANDT

Rabbiner Bistritzky mit Tora-Rolle: *Der Traum von der jüdischen Heimat Deutschland*

RELIGION

Das große Unbehagen

Der scharfe Ton in der Diskussion um die Beschneidung hat die hier lebenden Juden erschüttert und alte Narben aufgerissen. Viele von ihnen stellen sich die Frage: Ist das noch unser Land?

Er suchte einen Platz, an dem er sich zu Hause fühlen würde. Einfach ganz normal. Dabei trägt Arye Sharuz Shalicar keine Kippa, er ist nicht mal religiös. Er wuchs im Berliner Wedding auf, unter türkischen und arabischen Jugendlichen, eine fast unmögliche Kombination. Später, als Bundeswehrsoldat, zog er die Uniform Deutschlands an. Er studierte. Doch irgendwann ertrug Shalicar Deutschland nicht mehr. Die tägliche Schikane, die offenen Anfeindungen, den Antisemitismus.

Shalicar, 35, wanderte 2001 nach Israel aus und machte dort Karriere. Seit drei Jahren ist er Sprecher der israelischen Armee. Er finde die jüngsten Angriffe auf Juden in Deutschland nicht erstaunlich, sagt er. Er sei damit aufgewachsen, sich als Jude verteidigen zu müssen, auch mit seinen Fäusten. Shalicar hat ein Buch darüber geschrieben, er mag Deutschland noch immer. Zweimal im Jahr besucht er seine Eltern, die in Berlin geblieben sind. Er erinnert sich gern an seine Kindheit. „Deutschland wird immer ein Teil von mir sein, ich habe einen deutschen Akzent, wenn ich Hebräisch spreche, und mit meinem Sohn spreche ich Deutsch.“

Nur ein Zuhause, das konnte Deutschland ihm nicht bieten.

Charlotte Knobloch, ehemalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden, hat sich gegenüber ihren Glaubensgenossen oft rechtfertigen müssen, warum sie nach 1945 in Deutschland geblieben ist, im Land der Täter. Aber Charlotte Knobloch schien die Frage nach ihrem Zuhause für sich beantwortet zu haben. Auch sie hat darüber ein Buch geschrieben. Im Oktober kommt es heraus, es trägt den Titel „In Deutschland angekommen“. Es beschreibt ihren Traum von der jüdischen Heimat in Deutschland: Als sie vor sechs Jahren die Synagoge und das jüdische Gemeindezentrum in der Mitte ihrer Heimatstadt München eröffnete, sah sie das als ihr Lebenswerk und die Verwirklichung ihres Traums. Es klingt wie ein versöhnliches Buch.

Das war, bevor in Deutschland eine Debatte um die Beschneidung von Jungen begann.

Seitdem, so scheint es, hat sich für Knobloch alles geändert. „Ich frage mich ernsthaft, ob dieses Land uns noch haben will“, schrieb sie vergangene Woche in der „Süddeutschen Zeitung“. Die Beschneidung ist auch für Knobloch ein konstitutives Ritual der jüdischen Religion. Mit Verwunderung hat sie beobachtet, wie viele Gegner sich zu Wort meldeten, vor allem Mediziner und Juristen. Manche wollten den Schnitt bei Kindern verbieten, bei einigen hörte es sich so an, als wollten Juden und Muslime ihre Kin-

der mutwillig verstümmeln und traumatisieren.

Knobloch schrieb, sie habe seit Jahrzehnten die Anwesenheit von Juden in Deutschland verteidigt, „selbst dann noch, wenn Juden angepöbelt und krankenhausreif geschlagen werden“, doch nun sieht sie ihre „religiösen Fundamente in den Dreck“ gezogen, die Debatte stelle „die ohnedies verschwindend kleine jüdische Existenz in Deutschland in Frage“.

Ist jüdisches Leben in Deutschland also wenn nicht unmöglich, so doch schwerer und komplizierter geworden? Ist Deutschland im Jahr 2012 kein Land mehr, in dem man sich als Jude heimisch fühlen mag?

Viel ist zusammengekommen in den vergangenen Monaten. Der 40. Jahrestag des Olympia-Massakers an Sportlern aus Israel, der die Ignoranz der deutschen Polizei und Politik noch einmal deutlich machte. Das Gedicht von Günter Grass über ein kriegslüsternes Israel. Auch dass die Israel-Kritikerin Judith Butler diese Woche den Adorno-Preis bekommen soll, gehört für einige dazu.

Und immer wieder die antijüdische Gewalt, meist von Rechten, aber auch von Muslimen. 13 Gewalttaten gab es im ersten Halbjahr 2012, 11 wurden von Neonazis begangen. Die Zahl der Angriffe auf Juden und jüdische Einrichtungen lag in Frankreich 2011 bei 114, in Deutschland waren es nur 16, aber das kann wohl für niemanden Trost sein. Zur Wahrheit gehört auch, dass arabischstämmige Jugendliche den Berliner Rabbiner Daniel Alter vor zwei Wochen niederschlugen und ihm das Jochbein brachen, vor den Augen seiner siebenjährigen Tochter.

104 000 jüdische Gemeindemitglieder leben in Deutschland. Aber es stellt sich die Frage, wie die deutsche Gesellschaft den jüdischen Menschen, die hier leben, begegnet. Ob sie die jüdischen Traditionen, Bräuche, Errungenschaften als Bereicherung sieht. Oder ob viele Menschen ihren Antisemitismus, ihren dumpfen Hass auf andere, nur mühsam unterdrücken. Ein Rundgang durch große jüdische Gemeinden Deutschlands offenbart die Ambivalenz, die viele jüdische Deutsche gegenüber dem Land empfinden, das es ihnen immer noch schwermacht, es als Heimat zu begreifen.

Zum Beispiel weil es gefährlich wäre, ihren Glauben öffentlich zu zeigen.

Das jüdische Abraham Geiger Kolleg in Potsdam rät seinen 28 Studenten, die dort zu Rabbinern ausgebildet werden, in der Öffentlichkeit lieber nicht die Kippa, die jüdische Kopfbedeckung, zu tragen. Aus Sorge um die Schüler handhabt die jüdische Traditionslehranstalt Or Avner in Berlin es schon lange ähnlich. Bei Ausflügen in den Zoo oder ins Museum werden die Kinder ermahnt: „Lasst uns Deutsch reden, nicht Hebräisch, zieht euch eine Baseballkappe über die Kippa, um dummen Menschen keine Angriffsfläche zu bieten.“ So fahren dann, gut getarnt, junge Juden in der Berliner U-Bahn.

Erst vergangene Woche wurden Schülerinnen der Or Avner von einer Gruppe Jugendlicher als „Judensäue“ beschimpft und bepöbelt. Schulleiterin Heike Michalak sagt, sie müsse hart um eine Selbstverständlichkeit kämpfen: „Man wird uns nicht klein kriegen, das jüdische Leben muss sich in der Gesellschaft zeigen können.“

JOANNA KOSOWSKA

Rabbiner Alter: *Vor den Augen der Tochter*

XPRESS

Beschneidung in Berlin: *Konstitutives Ritual*

Wie schwierig das in Deutschland sein kann, erfuhr der jüdische Journalist Philipp Peyman Engel, 29, als er für die „Jüdische Allgemeine“ am Kottbusser Tor in Berlin-Kreuzberg Erkundungen an der Basis einzog.

Er traf den 23-jährigen Libanesen Adil, der mit einem halben Dutzend Freunden und einem Pitbull an der Leine am U-Bahnhof herumlungerte. „Abschaum“ seien Juden, sagte er dem Reporter. „Ich hasse die Juden, dreckiges Pack ist das.“ Ob er Juden denn persönlich kenne? Nein, aber auf arabischsprachigen Sendern habe er viele Dokumentationen über Juden gesehen. „Die beherrschen die Welt und unterdrücken die Muslime.“

Dann, berichtet Peyman Engel weiter, habe Adil ihn und seinen Begleiter angeschaut und gefragt: „Von welcher Zeitung kommt ihr eigentlich? Seid ihr Juden, oder was?“ Peyman Engel und sein Kollege verneinten. Erst fühlten sie sich erleichtert. Doch „die Erleichterung weicht schnell der Scham, aus Angst nicht die Wahrheit gesagt zu haben“.

Peyman Engel ist erst vor wenigen Monaten aus dem Ruhrgebiet in die Hauptstadt gezogen, in der rund 10 600 Gemeindemitglieder leben. Er habe immer wieder Pöbeleien erlebt, einen feindlichen Ton, wenn man unterwegs als Jude erkennbar sei. Nach dem Beginn der Beschneidungsdebatte habe sich das noch einmal verschärft. „Es existiert ein großes Unbehagen unter Juden.“

Berlin hat die größte jüdische Gemeinde in Deutschland. Nach 1990 wanderten viele Juden aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion ein. Viele rechnen es den Deutschen hoch an, dass sie neben ihr Nationalsymbol, das Brandenburger Tor, ein Holocaust-Mahnmal gebaut haben. Viele waren erleichtert, als es nach dem brutalen Überfall auf den Berliner Rabbiner zu Solidaritätsbekundungen und Protesten in dessen Wohngebiet kam.

Sein Hamburger Kollege Rabbi Shlomo Bistritzky fühlt sich auch nach dem Übergriff auf Alter in der Hansestadt sicher. Er trägt immer dunklen Anzug und Kippa. „Es gibt Tage, da sitze ich bis drei Uhr nachts im Büro und gehe danach zu Fuß nach Hause, ohne Angst haben zu müssen.“

Aber auch er hat das Gefühl, dass sich etwas verändert hat. „Man weiß nie, was die Leute wirklich denken. Und es ist ganz offensichtlich, dass die Debatte um die Beschneidung viel von innen nach außen gekehrt hat“, jetzt zeige sich „ganz deutlich, dass da im Verhältnis zwischen Juden und Deutschen irgendwas nicht stimmt“, sagt Bistritzky. „Im Zusammenleben sind wir scheinbar noch nicht so weit, wie wir angenommen hatten.“

Und das, obwohl im Hamburger Grindelviertel eine lebendige jüdische Community existiert. 2007 eröffnete dort eine jüdische Schule. Im Gemeindezentrum gibt es einen Seniorenclub, einen Schachclub, eine Bibliothek, sogar einen jüdischen Sportverein. Ganz in der Nähe bietet ein Supermarkt ein Regal mit koscheren Produkten, es gibt ein Café, das von Juden betrieben wird, und ein Geschäft, in dem koschere Weine verkauft werden, viele davon aus Israel.

Der Weinladen gehört Ulrich Lohse. Der 66-Jährige steht vor einem großen Regal mit etwa 100 verschiedenen Sor-

GETTY IMAGES

XPRESS

Präsidentin Knobloch, Polizeieinsatz nach Bombendrohung vor der Berliner Synagoge: *„Religiöse Fundamente in den Dreck gezogen“*

ten. Lohse trägt einen Anzug, das Jackett hat er über einen Stuhl geworfen. Die Diskussion um Beschneidung hat auch sein Verhältnis zu seiner Heimat getrübt. „Ich habe mir von den Deutschen eine größere Akzeptanz erhofft“, schon deren Gedanken, deren bloße Annahme, dass jüdische Eltern ihren Kindern mutwillig schaden wollten, findet der Händler absurd. „So etwas den Juden zu unterstellen, das ist diskriminierend.“

Um die Verletztheit vieler deutscher Juden verstehen zu können, hilft es vielleicht, sich für einen Moment vorzustellen, man würde selbst als Kinderschänder beschimpft. Ähnlich versucht Alexa Brum ihre Gefühle zu erklären. Die 64-Jährige ist seit vier Jahrzehnten Lehrerin, heute leitet sie die Lichtigfeld-Schule der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main. Sie fühlte sich „superwohl“ in der liberalen Stadt, sagt sie. Im Frühjahr haben die Frankfurter mit dem SPD-Politiker Peter Feldmann gar einen Oberbürgermeister jüdischen Glaubens gewählt, die „Times of Israel“ berichtete darüber, auch der Jüdische Weltkongress fand es erwähnenswert.

Brum hatte das Gefühl, im Deutschland des 21. Jahrhunderts sei ein unverkrampftes, tolerantes Zusammenleben möglich – so wie an ihrer Schule, wo jüdische und nichtjüdische Kinder ganz selbstverständlich miteinander lernen. Dann kam der Vorwurf, Juden würden durch die Beschneidung ihre Kinder verletzen, schädigen, traumatisieren. Die Pädagogin empfand das nicht nur als Angriff auf ihre Religion, sondern auch auf sie persönlich. „Ich war erschüttert“, sagt sie.

Sie habe sich wie Knobloch gefragt, ob sie noch in Deutschland leben möchte. Sie habe Angst, nicht vor Übergriffen, sondern davor, dass die Offenheit Deutschlands verlorengehe, „dass die Oberbesserwisser dieses Landes die Meinungshoheit bekommen und Minderheiten diktieren können, wie sie ihr Leben zu führen und ihre Religion auszuüben haben“.

Brum will Frankfurt einstweilen treu bleiben, und so geht es trotz der Erschütterung unter den Juden in Deutschland offenbar den meisten. Auch Alon Meyer, 38, dem Vorsitzenden des jüdischen Turn- und Sportvereins Makkabi mit rund 1300 Mitgliedern in Frankfurt.

Leute wie er, die einen großen Teil ihrer Zeit in Sporthallen oder auf Fußballplätzen am Rande der Stadt verbringen, haben einen unverstellten Blick auf das Zusammenleben der Religionsgemeinschaften im Alltag. Da gebe es, jüdischer Oberbürgermeister hin oder her, nach wie vor haufenweise Konflikte, die nie in der Zeitung stünden. Meyer beantragt beispielsweise regelmäßig Polizeischutz, wenn die erste Fußballmannschaft des TuS Makkabi gegen einen Ortsrivalen mit hohem Anteil muslimischer oder palästinensischer Spieler antritt. „Da wird massiv gepöbelt“, sagt er. Und etwa einmal pro Jahr passierten ernsthafte Schlägereien mit Verletzten.

Derartige Bedrohungen sind Teil des jüdischen Alltags in Deutschland. Auf dem Fußballplatz und auch dort, wo deutlich ist, dass Juden keine Fremden sind.

Die Hauptsynagoge der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, in der Nähe des Münchner Viktualienmarkts, ist vielleicht das stärkste Symbol dafür, wie sehr das jüdische Leben nach Deutschland gehört, ins Herz einer Stadt.

Doch gleicht der Bau einer Festung. Rund um die Uhr bewachen Streifenwagen der Polizei den Zugang. Wenn Kinder der dort integrierten jüdischen Schule und des Kindergartens morgens ankommen oder nachmittags abgeholt werden, wird der Schutz verstärkt. Die Gefahr eines Anschlags – sogar auf einzelne Schulkinder – wird von Sicherheitsbehörden als sehr hoch eingeschätzt.

Aaron Buck, Sprecher der jüdischen Gemeinde in München, erlebt Antisemitismus täglich, das war schon vor der Beschneidungsdebatte so. Die Leute rufen an, schreiben E-Mails oder Briefe, meistens geben sie sogar ihren Namen an. Egal ob persönliche, individuelle Antipathie (gegen TV-Talker Michel Friedman), die alte Mär vom raffgierigen jüdischen Kaufmann (Boni für US-Banker) oder die israelische Außen- und Sicherheitspolitik (Kritik an Benjamin Netanjahus Falken-Kurs) – alles wird bei Buck abgeladen, auf den Einzelnen. „Die Leute lassen am Telefon ihrer Empörung freien Lauf“, sagt Buck, oft fügten sie hinzu: „Das wird man doch wohl noch sagen dürfen.“

Da wirkt der Wunsch nach einem „unverkrampften Verhältnis“ zwischen jüdischen und anderen Deutschen nur noch naiv. Als hätte das Beschneidungsurteil des Kölner Landgerichts nur die Realität zum Vorschein gebracht, die wahre Fremdheit der Menschen. Der ehemalige Oberrabbiner Israels Meir Lau, der als Junge das Konzentrationslager Buchenwald überlebte, sagte vor kurzem im israelischen Radio den Satz: „Es ist erstaunlich zu sehen, dass die Deutschen die Sensibilität gegenüber dem Weinen eines Babys entdecken. Ich habe diese Erfahrung in meiner Kindheit nicht gemacht.“ Charlotte Knobloch hatte geschrieben, sie habe keine Lust mehr, „den Deutschen das Gefühl zu vermitteln, dass die Zeit sogar die größte anzunehmende Wunde heilen könne“.

122 deutsche Juden beantragten im vergangenen Jahr die israelische Staatsbürgerschaft, ihre Zahl ist seit Jahren konstant. Aber für eine junge Generation deutscher Juden wird Israel inzwischen zu einer Option. Einige wandern aus, andere ziehen für ein Jahr dorthin, für das Studium, so wie ihre nichtjüdischen Freunde eben nach New York oder Barcelona gehen. In einem sind sie sich einig: Sie suchen nach einem Ort, wo sie sich als Jude ganz normal fühlen können.

Matthias Bartsch, Patrick Kremers, Juliane von Mittelstaedt, Conny Neumann, Peter Wensierski